

## Mikroeingriffe, aber viele

Zur Einleitung einen Blick über den Kanal: Als die olympischen Sommerspiele zu Ende gingen, waren alle begeistert. Was für Spiele! Wie die Londoner das gemeistert hatten! Welche Superparty! Best Olympia ever! Gleich leiteten die Sportfunktionäre daraus ab, es brauche mehr Olympia, mehr Geld für den Sport. In der Schweiz geht sogar die Rede von einer Olympiakandidatur. Die Argumente dafür gleichen aufs Haar jenen, die in England kursierten.

Die Ökonomen haben auch gefeiert, doch sie kommen kraft genauer Beobachtung zu anderen Schlüssen. Bei den wirtschaftlichen Auswirkungen handle es sich um pure Verdrängungseffekte. Für den Tourismus seien die Spiele bedeutungslos: London ist bereits eine Topdestination. Der Entwicklungsimpuls für das vernachlässigte *East End* gehe zu Lasten anderer Bezirke. Und die Inspiration für die Jugend, die der Investition von 9 Milliarden Pfund nun als Legitimation dient, schrumpfe auf den kalkulierten Heimvorteil (das Gastgeberland erzielt in der Regel die doppelte Medaillenzahl als sonst) zusammen. Von einer neuen Massenbewegung in Richtung Sport, ausgelöst durch Olympia, könne keine Rede sein. Anderen beim Siegen zuzuschauen ist bequemer.

Das Szenario erinnert an Vorgänge, die uns aus der Kultur bekannt sind. Vorgänge, wie sie der verwunschenen Viererbande, die den "Kulturinfarkt" publiziert hat, in die Hände spielen. Das hat ihr – ich bin einer davon – eine Art mediales Sodom und Gomorra eingetragen. Wir würden den kulturellen Untergang Deutschlands, ja des Abendlandes heraufbeschwören, Kunst den destruktiven Kräften des Marktes aussetzen und die Systemrelevanz jedes einzelnen Theaters verkennen, hingegen die Bankenretter heiligsprechen. Sie kennen die Vorwürfe an uns Kulturfeinde besser als ich – als Adressat schützt einen die Reizgewöhnung.

Und nun soll ich Sie ein wenig an Rauch und Schwefel riechen lassen, den Palästen den Krieg erklären. Doch will ich nicht einfach das Buch zusammenfassen, sondern es mit dem Prinzip Dekadenprojekt zusammennehmen.

Dafür muss ich zwei Axiome in Erinnerung rufen, auf denen das Buch beruht:

1. Gebaute Kultur ist nur ein Medium unter anderen. Es hat eine bestimmte Reichweite – und darüber kommt es nicht hinaus. Sie können die Museen, die Theater, die Konzerthäuser mit Radio- oder Fernsehsendern vergleichen. Die haben ihre Marktanteile, die zwar schwanken, aber grosso modo durch ihr Programmprofil definiert sind. Mehr Sender im selben Segment kannibalisieren sich wechselseitig. Wir können zehn Sender wie Deutschlandradio Kultur aufsetzen, wir verzehnfachen die Hörerzahl nicht. Genauso

denken die Autoren, die gebaute Kultur habe ihre maximale Reichweite erreicht. Sie ist Repräsentationskultur, ob man will oder nicht, wie kritisch immer sie sich gebärdet. Sie verliert sogar an Reichweite. Derzeit liegt letztere, je nach Sparte, bei 5 bis 15%.

Wir wissen, dass die folgenden Generationen sich weniger für Institutionen und mehr für andere Medien interessieren. Sie bezweifeln institutionelle Autorität, anders als wir, die wir mit ihrem Ausbau gross geworden sind und darin den avantgardistischen Geist der 80er und 90er festhalten wollten. Heute ist aus der Avantgarde das Establishment geworden, subventionierte Präsentationsplattformen für die Gebildeten und Begüterten.

Einschüchterungskultur für die vielen wie vor 40 Jahren. Die Jugend macht ihr Recht auf ein anderes Leben geltend und formuliert sich in anderen Medien, vorwiegend digital-mobilen. Deshalb fällt es so schwer, sie dauerhaft an Theater und Museen zu binden. Angesichts dieser Umstände schlägt das Buch vor, den institutionellen Sektor langfristig um die Hälfte zurückzubauen und eine Qualitätsinitiative zu lancieren im informellen Sektor. In jenem Bereich, in dem der grosse Teil der Bevölkerung sich nach der Schulpflicht bewegt. In dem auch Kommerz Protest sein kann. Wo Gegenkräfte entstehen. Wir Autoren meinen damit nicht, die Institutionen müssten einfach mehr unter die Leute gehen. Gefragt sind neue unabhängige, staatsferne und dadurch glaubwürdigere Formen, die Menschen bewegen, gerade weil sie sich der herrschenden intellektuellen Ästhetik widersetzen.

2. Das zweite Axiom des "Kulturinfarktes", von den Verteidigern des Status Quo meist übersehen, ist ein grundsätzlicher Zweifel an der Weisheit der Politik, wenn es um die kulturelle Entwicklung geht. Wir haben den Verdacht, dass die Politik sich an zwei Mustern orientiert, die beide nicht sehr nachhaltig sind: Prestige einerseits, Grundversorgung andererseits. Prestige ist einfach: Ein tolles Museum zu bestellen, gilt als Akt der Grösse, der Weitsicht und des Muts – und produziert mit Sicherheit Anerkennung. Man hat ein Zeichen gesetzt gegen die Merkantilisierung der Welt, die Konsumgesellschaft und ihre Verflachung. Es ist ein Votum für das anspruchsvolle Leben in der Heimat. Ob es einen wirklichen Bedarf gibt (Deutschland verfügt nach Zählung durch den Museumsbund z.B. über 7000 Museen) und ob es lebensfähig ist, zählt nicht. Dafür kommt die Allgemeinheit auf. Und da Kultur kein Luxus sein darf, spielen ihre Kosten keine Rolle. Ähnlich verhält es sich mit Dekadenprojekten, siehe Olympia 2012.

Ist Prestige der psychologische Motor von Kulturpolitik, so spiegelt Grundversorgung ihren *systematischen* Bezug. Systeme neigen zu Verselbständigung, zu Vervollständigung und zu Verdichtung, und Grundversorgung ist nur ein Tarnbegriff dafür. Es gibt keine Norm, wie viele Theaterplätze wir pro Hundert Bewohner benötigen. Die Quote wird vom System selbst einfach immer höher gesetzt. Und wiederum gilt: wenn es um das Gute geht, spielt Geld keine Rolle. Dss Kapital der Zukunft sind Hüllen! An einem Podium in Salzburg hielt mir vor ein paar Wochen ein österreichischer Diskussionsteilnehmer vor, ich gehörte zu jener ersten Generation, die nicht wolle, dass es unsern Kindern einmal besser gehe. Er plädierte dafür, dass die EU die italienische Oper rette, ich fand, das müssten die Italiener

selbst tun, und wenn nicht, sei's auch gut so. Mehr Oper gleich mehr Zukunftsfähigkeit? Man kann das durchaus anders sehen.

Deshalb legt der „Kulturinfarkt“ nebenher Widerspruch ein gegen den kulturellen Planungsfuror, der aus dem Willen einer "Kultur für alle" hervorging. Er ist ein Plädoyer für die private Initiative, für Unternehmergeist und zivilgesellschaftlichen Gestaltungswillen und -mut. Das haben viele nicht gemerkt; vielleicht einfach deswegen nicht, weil das Gros der Leser aus Menschen besteht, die im Solde des Staates stehen oder sein Auftragnehmer sind.

Der Staat wäre nach unserem Modell nicht aus dem Schneider, gar nicht. Seine Aufgabe reduzierte sich einfach darauf, sinnvolle und flexible Rahmenbedingungen zu schaffen, in der nicht eine Kultur für alle, sondern viele Kulturen für viele sich entwickeln können. Die Betonung liegt dabei auf viele: viele Initiativen, viele Kulturen, Vielfalt. Vielfalt impliziert auch eine Vielfalt der treibenden Kräfte und Konzepte – das Gegenteil zentraler Planung.

Die Einladung für heute argumentiert mit kultureller Standortsicherung. Eine interessante Wortschöpfung! Schweizer sichern Berghänge mit Lawinenverbauungen. Und mit Wald. Der ist total geschützt dort. Er heisst deshalb Bannwald. Es wächst, was wachsen will. Wenn ich ins Ruhrgebiet blicke, frage ich mich: Wogegen müssen Sie den Standort sichern? Welche Lawine, welcher reissende Fluss droht? Die Konkurrenz? Der Zahn der Zeit? Die kulturelle Bedeutungslosigkeit? Die Ignoranz der Nachbarn?

Glauben Sie, das Ruhrgebiet sei kulturell bedeutend geworden durch Ruhr.2010? Trotz der wohlwollenden Evaluation im Hochglanzgewand habe ich aus Distanz den Eindruck, dass die Kulturhauptstadt Ruhr.2010 wenig zurückgelassen hat, andere Kulturhauptstädte übrigens auch. Die Anstrengungen waren beträchtlich, die Kosten ebenfalls. Wenn ich mich an die Diskussionen erinnere, die ich hier führte (mehrere), an die Blogs, die ich gelesen habe, stelle ich beträchtliche Enttäuschung fest, dass Ruhr.2010 nur eine grosse Party war. Nichts gegen grosse Partys, die Menschen lassen sich noch so gerne animieren. Doch die Neuerfindung des Ruhrgebietes leistet eine solche (durchaus kluge und schöne) Party nicht. Selbst die Einladung zur heutigen Tagung will nicht verbergen, dass die Hinterlassenschaft wenig greifbar ist. Was als Nachhaltigkeitsarchitektur (wiederum ein technokratisches Zauberwort, um soziale und kulturelle Zusammenhänge zu beschreiben) bezeichnet wird, beschränkt sich auf verstärkte Zusammenarbeit. Gemeinsames Theatermarketing. Verstärktes Gefühl von grosser Problemzone. Alle wissen wir, dass die Zusammenarbeit politischem Willen entspringt und bald wieder einschläft, wenn sie nicht finanziell geölt wird. Deshalb ist Zusammenarbeit einfach zu wenig.

Verwaltung steuert Politik. Und sie steuert sie im eigenen Interesse. Sie ist Erkenntnis-, Programm- und Ergebnislieferant zugleich. Auch sie ist ein System, das sich laufend verdichtet und konsolidiert. Ruhr.2010 und die Folgeaktivitäten sind ein schönes Beispiel dafür, Oliver Scheytt ein Meister der strukturellen Selbstbestätigungsdramaturgie. Unter diesem Blickwinkel kann ich den Ruf nach einem nächsten Dekadenprojekt begreifen. Die Strukturen sind da, jetzt müssen sie beschäftigt werden. Nur ihre Weiterbeschäftigung

beweist, dass sie in der Vergangenheit gut gearbeitet haben; die Nachhaltigkeit liegt in ihrer eigenen Existenz. Deshalb braucht es ein neues Ziel, hinter das sich alle scharen und hinter dem die Divergenz der sozialen Interessen für einen Moment verschwindet. So ein Ziel ist, meine ich, eine andere Metapher für Heimat. Genau da melden sich meine Zweifel: Braucht es staatlich gesteuerte Initiativen, um Sinn zu produzieren? Ist Heimat nicht gerade das, was der Politik entgegensteht? Eigensinnig, langwierig, zäh, unerschütterlich und unerklärbar? Das, was all die Ruhr.2010-kritischen Stimmen antreibt? Und was man auch mit einem dritten Dekadenprojekt nicht in den Griff bekäme? Eigentlich wissen wir, dass Kunst Distinktion, nicht Union bewirkt.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass kulturelle Standortsicherung die Weiterführung der grossen Party meint. Der Ausnahmezustand als Frucht des Ausnahmezustandes? - auf Dauer zu teuer und zu künstlich. Die Soziologen konstatieren bereits eine *Fatigue*, eine Müdigkeit des typischen Kulturpublikums, was grosse Festivals, Biennalen, Events angeht. Die von uns geförderte, intellektuell aufgeladene Reizkultur verliert wieder an sozialer Gestaltungskraft, sie wird – sozio-ökonomisch argumentiert – ineffizient. Abgesehen davon, dass Kultur längst überall ist. Sie als Standortphänomen zu bezeichnen, kann nur noch, wer ein grosses, mit Tradition und Reputation ausgestattetes Festival oder Kulturhaus in der Nähe hat (wie die Ruhrtriennale?). Für den Rest gilt: Kultur ist auf dem Handy, auf dem Computer, im Kindle-Reader, in der Nähe; wir sind mobil, beweglich, ausserdem wird unsere kulturelle Geografie noch immer von unserer sozialen bestimmt und nicht umgekehrt. Um also das Ruhrgebiet kulturell umzugestalten, müsste ein sozialer Umbau her. Und der wiederum setzt eine funktionierende Ökonomie, Arbeit, voraus.

Nicht nur das. Ich zweifle, dass der Staat oder von ihm finanzierte parastaatliche Strukturen die Schausteller der Zukunft sind. So eine Vision wäre ein typisch deutsches Missverständnis. Je postmoderner die Gesellschaft, je elastischer die Normen und Wertsysteme, umso weniger fällt es dem Staat zu, als Produzent oder Auftraggeber von Inhalten aufzutreten. Er muss den postmodernen intellektuellen Nebel aushalten. Die Befreiung des Bürgers vom Gängelband einer traditionsorientierten Erziehung, von der Autorität einer bürgerlich-humanistischen E-Kultur, vom Monotheismus kann nur heissen, dass der Bürger oder die Bürgerin selbst Akteur des gesellschaftlichen Lebens wird. Dass das nicht einfach so geht, wenn die sozialen und ökonomischen Voraussetzungen nicht existieren, weiss ich. Deshalb heisst die heutige Schlüsselfrage: Wie kann der Staat ihn dazu bringen?

Durch Verbesserungen auf fünf Ebenen:

- a) durch Verzicht auf das Projekt Metropole Ruhr. Lassen wir den Leuten ihre Kirchtürme. Schaffen wir dagegen einen Bildungsverbund.
- b) durch Konzentration: Wenn ich Kommunalpolitiker wäre, würde ich am langfristigen Rückbau der Institutionen auf jene mit Leitfunktion arbeiten, die ausreichend und über Verbundsysteme zu finanzieren sind. Sie hüten und befördern die Tradition. Ich würde auf keinen Fall neue Kapazitäten schaffen (Rocco Landesmann, National Endowment of The

Arts, USA 2010: If we cannot increase demand, we have to reduce supply) und die Nachbarn konkurrenzieren.

c) durch Privatisierung eines Teils der Industriedenkmäler. Wozu diese gigantische Erinnerungskultur? Diese ständige Erinnerung an vergangene Größe des Ruhrgebiets, die kulturelle Ressourcen zentralisiert statt verbreitet, deren Volumen die Kunst klein machen? An Stelle der stählernen Monumente sähe lieber ich einen Fonds für digitale Innovation im soziokulturellen Bereich, wie UK ihn kennt.

d) durch Förderung von Initiativen: Ich plädiere für grosszügige und von Bürgerräten, nicht von Politikern, gesprochene Unterstützung finanzieller und räumlicher Art für private Initiativen nach den Prinzipien der Subsidiarität und mit Blick auf unternehmerische Qualitäten. Ganz ohne Qualitäts Guillotine. Mit einem Akzent auf die Stärkung des Vereinslebens und der Mikrostrukturen.

e) durch gelebte Multikulturalität: Werden wir Eingeborenen endlich mehr Ausländer, ermutigen wir die Ausgeschlossenen, sich öffentlich kulturell zu formulieren.

Nützliche Verwaltung, nützliche Strukturen: Das würden sie durch Unterstützung der vielfältigsten, umkoordinierten Zwecke. Das Ergebnis wäre wenig Grosses, Sichtbares, keine Show, kein Fanal für den Rest Deutschlands und Europas. Dafür ein Klima, ein Meer von Klein-Kleinem. Mikroveränderungen am Körper der Gesellschaft weit über Kunst und Kultur hinaus statt Schönheitsoperationen an Autobahnen und an Kultureinrichtungen.

In einem Klima der politischen Ermutigung würden womöglich langlebige Projekte entstehen, die den Staat wenig kosten, die aber geprägt wären von der Handschrift und der Passion der Bürger, die sie zu Wege gebracht haben. Zu wenig professionell? Ich lobe mir den Lokalpatriotismus, das Hinterwäldlertum, das Laienhafte. Es ist die Seele der Gesellschaft.

Das Dekadenprojekt 2013-2022 für die Metropole Ruhr wäre aus dieser Perspektive: Kein Dekadenprojekt.

Nach Ruhr.2010 darf es in meinen Augen nicht nochmals um Kunst gehen, sondern um Kultur, an der möglichst viele teilhaben. Um ein Zusammengehörigkeitsgefühl, das nicht geplant werden kann. Um Lebensqualität, die alle sozialen Schichten erreicht. Letztlich um staatliche Anerkennung bürgerlichen Tatendrangs. Mehr nicht.

Das funktioniert nicht ohne Veränderungen am politischen System in Richtung mehr Mitsprache, direkter Demokratie, verstärkter Zivilgesellschaft. Was wiederum die Delegation von Verantwortung und Ressourcen von oben nach unten bedingt, vom Bund zu den Ländern, von den Ländern zu den Kommunen, von den Kommunen zu den Individuen. Das Ergebnis wären zwei drei graue Jahrzehnte, in denen nichts Spektakuläres passiert. Soviel, ich gebe es gerne zu, sprengt den Rahmen hier und heute, weil es ein Jahrhundertprojekt ist.

